

Redaktion und Verlag:
Berlin SW 68, Lindenstr. 3
Fernsprecher 57 Amt Dönhoff 292 bis 297
Telegraphenadresse Sozialdemokrat Berlin

In Groß-Berlin 10 Pf.
Auswärts 10 Pf.
Bezugsbedingungen und Anzeigenpreise
siehe Morgenausgabe

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

„Die Journaliste lügt“ Wie sag ich's meinem Kinde?

Wie macht man das, wenn den Nationalsozialisten erzählt werden muß, daß Hitler mit Papen gekuhhandelt hat? Wie verhält sich die nationalsozialistische Presse, die am Tage vor dieser Unterredung laut erklärt hat: alles Unsinn, alles Judenschwindel, die Journaliste lügt?

Es ist ein Schauspiel für Götter, wie sie sich anstellen, um es ihrem Kinde zu sagen! Da ist der „Westdeutsche Beobachter“, das Blatt der Nazis in Köln. Für ihn hat diese Unterredung obendrein noch lokale Bedeutung und geschäftliche hinzu, wegen der Schulden des Herrn Ley bei dem Mittelsmann Baron von Schroeder. Dies Blatt veröffentlicht acht Zeilen aus Detmold: Hitler habe im Hause eines Freundes eine zwanglose Unterredung mit Papen gehabt. Aus. Kein Wort mehr!

Diese berühmten acht Zeilen finden sich auch in der übrigen nationalsozialistischen Provinzpresse, bald aus Detmold, bald aus München datiert. Raum, daß die „Pommersche Zeitung“, durch den Hohn der Deutschnationalen gereizt, einige Zeilen der Verteidigung riskiert: Papen werde Hitler schon nicht insizieren; denn Hitler sei ein Halbgott und Papen ein gewesener Mann, im übrigen werde Hitler Papen freissen, so wie er Hugenberg gefressen habe. Nun hat sich der Prozeß schon umgekehrt, Hugenberg gewinnt, Hitler verliert, er verliert so sehr, daß er schon bei Herrn von Papen angelangt ist.

Die völlig aus der Fassung geratenen Nationalsozialisten suchen vergeblich Aufklärung und Trost in ihrer Presse. Die weiß auch nicht, wie sie es ihrem Kinde sagen soll. Es geht kunterbunt durcheinander, man hat den Eindruck, daß sie noch keine Order hat, wie sie sich herauslügen soll. So ist es passiert, daß die Notlüge des „Völkischen Beobachters“ im vollen Widerspruch steht zu dem, was Hitler selbst erklärt hat. Im „Völkischen Beobachter“ liest man, daß Papen Herrn Hitler Mitteilungen über die Vorgeschichte des Kabinetts Schleicher gemacht habe, Hitler selbst aber erklärt feierlich, daß über das Kabinett Schleicher kein Wort gefallen sei.

Was ist Wahrheit? Was soll der gläubige Nationalsozialist für Wahrheit nehmen? Es geht ihm wie dem gläubigen Kommunisten, der auf Befehl morgen verdammten muß, was er heute angebetet hat. Schleißlich bleibt ihm nichts anderes übrig als die seufzende Ergebung: Herr, wie du willst, ich halte still!

Wenn Hitler bei Papen angelangt ist, wird der brave Nationalsozialist das Stillehalten schon lernen!

Das Sonntagswetter

In ganz Europa milde Temperaturen

Das seit Wochen herrschende milde Winterwetter scheint auch für die nächste Zeit anzuhalten. Ganz Europa hat für die Jahreszeit geradezu abnorme Temperaturen und selbst aus den berühmtesten Kältegebieten Westrusslands werden nur 5 bis 10 Grad Kälte gemeldet. Im Reich, in Frankreich, Italien, in den südlichen Ländern, überall schwanken die Temperaturen tagsüber zwischen 3 und 6 bis 7 Grad Wärme. So wie in Deutschland ist auch den Bewohnern der Nachbarstaaten in diesem Jahr noch kein Schnee zu Gesicht gekommen.

Berlin hatte in der letzten Nacht als Minimum 1 Grad Wärme. Um 8 Uhr hatte das Thermometer bereits 3 Grad und mittags sogar 5 Grad Wärme erreicht. Für den morgigen Sonntag lautet die Prognose des Amtes Berliner Wetterdienstes: Teils mäßig — teils heiter, keine Niederschläge.

Stettiner SA. als Raubmörder

Ihr Schuldkonto: Bombenanschlag auf den „Volksboten“ — Bandenraub und Mord an einem deutschnationalen Gutspächter — Raubmord mit SA.-Waffen

Stettin, 7. Januar.

In Stettin wurde ein schweres nationalsozialistisches Verbrechen aufgeklärt. Wie bereits berichtet, wurde in Stettin Kreis Radow am Silbestertage der Gutspächter Steinicke beraubt, niedergeschossen und so schwer verletzt, daß er inzwischen verstorben ist. Als Täter wurden vier Stettiner Nationalsozialisten ermittelt und festgenommen!

Bei ihrer Vernehmung hat sich, wie das Polizeipräsidium in Stettin mitteilt, ergeben, daß mehrere an dem Bandenüberfall in Stettin als Täter beteiligte Personen auch an dem Sprengstoffattentat auf den Stettiner „Volksboten“ am 9. August 1932 beteiligt waren. Es sind daraufhin noch weitere Festnahmen erfolgt. Die Ermittlungen sind noch nicht abgeschlossen.

Das Attentat auf den „Volksboten“ war mit einer Viktrinladung durchgeführt worden, die in den Ladeneingang des Verlagshauses geschleudert und zur Explosion gebracht worden war. Nur dem Umstand, daß die Wucht der Explosion

sich nach außen entlud, war es zu verdanken, daß das vierstöckige Haus nicht in die Luft flog, sondern nur schwer beschädigt wurde. Es wurde schon damals vermutet, daß die Täter, die in einem Auto gekommen und geflohen waren, der nationalsozialistischen Bewegung angehörten. Die Vermutung wird jetzt bestätigt.

Die Polizei hat festgestellt, daß die Banditen mit Waffen ausgerüstet waren, die aus dem Depot der SA. stammten. Bei den Stettiner Stürmen sind daraufhin Durchsuchungen vorgenommen worden, die zur Entdeckung größerer Waffenmengen führten.

*

Der Bandenüberfall auf den Gutspächter Steinicke spielte sich folgendermaßen ab: Die Räuberbande fuhr mit einem Kraftwagen vor dem Gute vor. Sie zerschmitt zunächst die Telefonleitungen des Gutes, dann drangen die Verbrecher mit Pistolen bewaffnet und mit dem Ruf „Hände hoch“ in das Büro des Gutspächters ein, der gerade einer Frau die Wöhnung auszahlte. Die Arbeiterfrau schrie auf und stürzte

aus dem Zimmer, worauf die Verbrecher sofort den Gutspächter niederschossen. Ein anderer im Büro anwesender Mann wurde von den Raubmördern mit der Waffe in Schach gehalten.

Der von der Mörderbande niedergeschossene Gutspächter war erster Vorsitzender des Kreisvereins Radow der Deutschnationalen Volkspartei, ein bekanntes Stahlhelmmitglied und Vorsitzender des Kriegervereins.

SA.-Mörder gesteht

Der Schuldige von Breslau

Eigener Bericht des „Vormwärts“

Breslau, 7. Januar.

Der junge SA.-Mann, der am Donnerstagabend den jugendlichen sozialdemokratischen Arbeiter Friß Hanisch erschossen hatte, hat inzwischen seine Tat eingestanden. Es ist der 17jährige Handelsgehülfe Walter Kraftzyl. Sein Vater ist Oberpostsekretär in Breslau. Der Junge hat die tödlich wirkenden Stiche mit einem Taschenmesser ausgeführt.

KPD. wählt Nazibürgermeister

Oeffentlicher Dank vom Braunen Hause

Eigener Bericht des „Vormwärts“

Jelß, 7. Januar.

Das Bergarbeiterstädtchen Hohenmölsen im Zeit-Weißenseker Kohlenrevier hat eine Stadtverordnetenversammlung, die sich aus 5 Sozialdemokraten, 5 Kommunisten und 3 Bürgerlichen und Nazis zusammensetzt. Kommunistische Dankbarkeit für Chemnitz verhalf den Nazis zum Stadtverordnetenvorsteher.

Im Vorjahre mußte der Bürgermeister gewählt werden. Sozialdemokraten und Kommunisten präsentierten je einen Kandidaten, die Nazis schlugen einen angeblich „neutralen“ Mann vor. Durch das Los wurde entschieden, daß der Kommunist mit dem Nazikandidaten in Stichwahl kam. Um die Wahl eines Faschisten zu verhindern, stimmten die Sozialdemokraten für den Kommunisten, den Landtagsabgeordneten Schlag. Die Regierung versagte aber dessen Bestätigung.

Am 5. Dezember wurde die Wahl wiederholt. Daselbe Spiel, nur kam diesmal der sozialdemokratische Kandidat durch das Los in die Stichwahl. Diesmal

stimmten die Kommunisten aber nicht für den Sozialdemokraten, sondern für ihren ausgeschiedenen Kandidaten. Erfolg: mit 6 Stimmen (gegen 10 Arbeitervertreter!) wurde der Faschist Bürgermeister, und der wurde innerhalb 14 Tagen bestätigt!

Die Einführung des neuen Mannes nahm der Weißenseker Landrat vor. Sozialdemokratische und bürgerliche Stadtverordnete blieben der Einführung fern, nur die Nazis und die — Kommunisten (sie hatten ihn ja mitgewählt!) wohnten der Feier bei. In einer kurzen Ansprache

bedankte sich der Nazibürgermeister öffentlich für die kommunistische Hilfe bei seiner Wahl.

Das bürgerliche Magistratsmitglied gab eine Er-

klärung ab, wonach sich die bürgerlichen Stadtverordneten von den Nazis und auch vom neuen Bürgermeister wegen der Parteizugehörigkeit hintergangen fühlten!

Wie groß die Empörung und Erregung über den Schandstreich der Kommunisten ist, bewies eine am Donnerstag von der Sozialdemokratie einberufene Versammlung, die polizeilich abgesperrt war. Die Kommunisten verdrachten sie zu sprengen, das gelang aber nicht. KP.-Landtagsabgeordneter Schlag der eine nägliche Verteidigung der Haltung seine Genossen wagte, wurde von der Versammlung ausgelacht; der sozialdemokratische Landtagsabgeordnete Franken kennzeichnete unter stürmischem Beifall den erbärmlichen Arbeitererrat der Kommunisten.

Die Kurse steigen

Das Ausland kauft — Rentenhausse

Zum Wochenende hat die stürmische Aufwärtsbewegung, die sich schon am Freitag, vom Rentenmarkt und von der AG-Farben-Aktie ausgehend, durchgesetzt hatte, angehalten. Besonders auffallend war, daß wieder von ausländischer Seite größere Kaufaufträge vorlagen. Es handelt sich hier in der Hauptsache um ausländische Stillhaltegeelder, die

nach dem bisherigen Abkommen noch in Deutschland festgehalten sind, aber den Ausländern innerhalb Deutschlands zur freien Verfügung stehen.

Auf dem Aktienmarkt konzentrierte sich das Interesse wieder auf die AG-Farben-Aktie, die ihren gestrigen Kursgewinn von über 4 Proz. fortsetzen konnte und heute um weitere 2 Proz., von 102 auf 104 1/2 Proz., stieg.

Auf dem Rentenmarkt herrschte ein stürmisches Geschäft wie in den besten Tagen. Auf dem Markt der Alt- und Neubefragten drängte sich die Marktspekulation. Neubefragte wies sensationelle Kurssteigerungen bis 8,70 auf während Altbefragte auf 67 1/2 stiegen. Goldpfandbriefe verbesserten ihren Kursstand um durchschnittlich 1 Proz., die Pfandbriefe der Hannoverischen Bodencredit sogar um 1 1/2 Proz. und Reichsschuldscheinforderungen um 1/2 bis 1 Proz.

Feuer im Geschäftshaus

Trikotagenfabrik ausgebrannt

In der Trikotagenfabrik von Müller u. Spring in der Neuen Friedrichstraße 38/40 brach heute vormittag Feuer aus, das schnell um sich griff. Zum Glück gelang es der Feuerwehr, den Brand auf seinen Herd zu beschränken.

Das Grundstück Neue Friedrichstraße 38/40 ist ein großes Geschäftshaus mit mehreren Hintergebäuden, in denen eine große Zahl von Mittel- und Kleinbetrieben ihre Werkstätten und Verkaufsräume sowie Lager haben. Im dritten Stockwerk des linken Seitenflügels auf dem III. Hof befinden sich die Räume der Trikotagenfabrik. In einem Lagerraum brach das Feuer plötzlich aus und die Angestellten mußten sich vor den Flammen

Margarinekrieg gegen das Volk

Oeffentliche Protestkundgebung der Frauen

am Montag, dem 9. Januar, 19.30 Uhr, im Großen Saal des Saalhaus-Friedrichshain. Rednerin: Reichstagsabgeordnete Mathilde Wurm. Protestiert mit uns gegen die Aushungerung des Volkes! Eintritt freil

Adolf diniert und konferiert

Aber seine „Kameraden“ üben sich im Morden

schleunigt in Sicherheit bringen. Auch die in den Nachbarbetrieben Beschäftigten suchten in aller Eile das Freie, da die Gefahr in den alten, zum Teil recht verbauten Geschäftshäusern, besonders groß ist. Es trat erst wieder Beruhigung unter den Angestellten ein, als die Feuerwehr ihre Arbeit aufgenommen und das Feuer durch einen umfassenen Wöschengriff schnell lokalisiert hatte.

Der Wasser- und Feuerschaden ist erheblich. Eine Untersuchung über die Entstehungsurache ist eingeleitet worden.

Man dementiert

Die neue preußische Sparsamkeit

Die Mitteilungen des heutigen „Vorwärts“ über eigenartige Sparmaßnahmen der preußischen Kommissarregierung werden von zuständiger Stelle rundweg bestritten. Man erklärt, daß die darüber gemachten Angaben unrichtig seien und daß die Kosten jedenfalls unter 10 000 M. blieben. Bei der geringen Bedeutung dieser Sache sei das Finanzministerium gar nicht beteiligt. Auch die Behauptungen über kostspielige Neuanlagen an Badezimmer usw. im Polizeipräsidium Berlin, wie Frottier- und Massageräume für den Präsidenten usw., seien nicht richtig.

In Freiheit

Die beiden Reichsbannerleute Lehel und Oppermann in Quedlinburg, deren Haftentlassung auf Grund der Amnestie verweigert wurde, sind heute mittag aus der Strafhaft entlassen worden.

Zerstörter Sowjet-Luftkreuzer

Besatzung konnte sich retten

Wie bereits kurz gemeldet, ist die russische Luftflotte gestern von einem schweren Unglück betroffen worden. Bei dem mit drei Motoren ausgerüsteten Starcluitsschiff W 2 fehlten während der Fahrt von Krasnogordels nach Leninograd die Motoren aus, so daß das Schiff vor dem Winde trieb. In der Nähe von Nowgorod zerstückelte es an den Bäumen eines Waldes. Der Besatzung gelang es rechtzeitig, sich in Sicherheit zu bringen.

Das Luftschiff hatte einige Tage vor Weihnachten Moskau mit Kurs auf Leningrad verlassen, wo es an einer Fliegeranstaltung teilnehmen und später stationiert werden sollte. Bei Krasnogordels mußte das Schiff jedoch wegen Maschinendefekt eine Notlandung vornehmen. Bestern startete es dann nach Behebung des Schadens zur Fahrt nach Leningrad.

Brand im Autobus

Paris, 7. Januar.

In Digne fing ein Autobus, der von Grenoble nach Nizza unterwegs war, gerade in dem Augenblick Feuer, als der Benzinvorrat ergänzt wurde. Die vierzehn Insassen des Wagens sprangen sofort ab. Vier von ihnen wurden aber von den sich schnell ausbreitenden Flammen erfaßt und schwer verletzt.

Peking in Gorge

Japanischer Angriff befürchtet

Peking über London (Times), 7. Januar.

Die vom Hauptquartier des Generals Nakamura in Tientsin veröffentlichten Erklärungen gegen die Bewegung chinesischer Truppen auf Tschingtschan „trotz der Warnung Japans“ rufen in Peking ernste Befürchtungen wach. Etwa 3000 chinesische Soldaten sind von Tientsin nach Tschingtschan geleitet worden. Auf Grund von Befehlen aus Nanjing, einem Angriff Widerstand zu leisten, sollen die chinesischen Behörden es für nötig befunden haben, diese Truppen zur Verstärkung einer kleinen Streitkraft in der Nähe des Flusses Lwan zu entsenden, die gegen überlegene japanische Streitkräfte den Kampf auf Tientsin und Peking schützen soll.

In den Mittagsstunden des Freitag kam es in der Nähe von Schanhaiwan zu neuen Zusammenstößen zwischen chinesischen und japanischen Truppen. Das Maschinengewehrfeuer dauerte mehrere Stunden und verursachte große Verluste. Ein japanischer Kavallerievorstoß mißlang.

Japan bestätigt

Tschingtschan, 7. Januar.

Im japanischen Hauptquartier in Tschingtschan wird entschieden bestritten, daß die Absicht bestehe, Tientsin oder Peking zu besetzen. Es wird indessen betont, daß

ein solcher Schritt die einfachste Art der Beendigung des „Krieges“

sein würde. Antidoltschewistische Russen behaupten, daß die Wiederaufnahme des sibirischen Aufstandes nach Abschneidung der russischen Bahn geplant sei.

Während Hitler mit „seinen Leuten“ und Börsejobbern diniert und konferiert, müssen seine braunen Banden inzwischen zu Wahlzwecken ihre Gewalt herrschaft ausüben. Aus dem Freistaat Lippe, der sich mitten in der Wahlbewegung befindet, erhalten wir die folgenden, mehr als kennzeichnenden Mitteilungen:

Die Nationalsozialisten haben sich mit einem Aufgebot von Duzenden ihrer prominentesten

Ertappt!



Hitler mit Papen unter einer Decke!

Redner und mit Heranziehung von mehr als 2000 SA- und SS-Leuten aus dem Industriegebiet, Hamburg, Braunschweig und Hannover auf den Kleinen Freistaat Lippe geworfen, um dort bei den Landtagswahlen am 15. Januar ein weiteres Absinken ihrer Stimmen zu verhindern.

Hitler selbst sprach am Freitagabend in einer Wahlstunde in Verlinghausen. 80 bis 90 Proz. der etwa 3000 Versammlungsbesucher waren aus Bielefeld und Umgebung, also aus Preußen, zu dieser lippsichen Wählerversammlung gekommen. 200 Privatautos standen vor der Versammlung, darunter manch kostbares Stück. Daneben parkten zahlreiche Autobusse aus Bielefeld. Es ist fraglich, ob 10 Proz. Lipper in der Versammlung waren. In dieser Versammlung machte der Oberst aller Deutschen ein interessantes Eingeständnis. Er erklärte, wenn er heute Reichkanzler wäre, könnte er dem deutschen Volk auch nicht helfen. Was möglich wäre, müsse aus dem Volk kommen. Ehe es aber soweit sei, könnten noch 10 bis 20 Jahre dahingehen...

In den Zieglerdörfern Erder und Barenholz an der nordlippischen Grenze kam es am gleichen Freitagabend zu schweren Gewalttätigkeiten. Die Nationalsozialisten hatten in Erder eine Sprengkolonne von 50 SA-Leuten in die sozialdemokratische Wählerversammlung dirigiert. Nachdem die Abgeordnete Frau Jammer gesprochen hatte, meldete sich ein Nationalsozialist zum Wort und beschimpfte in gemeinster Weise die Sozialdemokratie und ihre Führer, so daß ihm schließlich das Wort entzogen werden mußte. Darauf randallierten die Nazis, wurden aber vom Reichsbanner zur Ruhe gebracht und aufgefordert, das Vokal zu verlassen. Jetzt veruchten sie eine Keilerei zu inszenieren, wobei einige von ihnen auch zum

Reifer griffen. Das Reichsbanner konnte aber Tätlichkeiten verhindern.

Schließlich verließen die Nazis die Versammlung, aber nur, um mit ihrem Lastauto nach Barenholz zu fahren, wo sie ebenfalls eine sozialdemokratische Versammlung zu sprengen veruchten. Dabei entwickelte sich eine heftige Schlägerei. Die Nationalsozialisten stachen mit Messern um sich, schlugen mit Schlagwerkzeugen zu und gaben auch drei Schüsse ab. Aus Versehen schossen sie einen SA-Mann an. 15 Versammlungsbesucher, darunter mehrere Frauen, wurden schwer verletzt. Die Arbeiter von Barenholz griffen in der Notwehr zu Stöcken, wodurch einige Nationalsozialisten verletzt wurden. Der Landtagsabgeordnete Benosse Anne erhielt einen Stich am linken Bein und Schlagverletzungen am Kopfe. Nach Beendigung ihrer Heldentat rissen die Befandten Hitlers auf einem ihrer Lastautos (steuig) aus!

Mörder und Bombenwerfer

Eigener Bericht des „Vorwärts“

Dresden, 7. Januar.

Die Ermittlungen der Dresdener Staatsanwaltschaft im Mordfall Hentsch erstrecken sich jetzt auch auf den Bombenanschlag, der im Sommer vorigen Jahres von Nationalsozialisten gegen die Volksbuchhandlung in Freital verübt worden ist. Kürzlich hat sich ergeben, daß der Mörder des Hentsch, der Nationalsozialist Schenk, an diesem Bombenanschlag beteiligt gewesen ist. Im Zusammenhang damit sind am Freitag in Freital bei dem Sturmführer und bei einem Truppführer der dortigen SA Hausdurchsuchungen vorgenommen worden. Soweit bisher festzustellen war, hat sich nichts Belastendes ergeben, was bei der langen seit der Tat verstrichenen Zeit nicht überraschend ist.

Fälscher als Austauschprofessor

Flüchtiger Berliner Bankier in Amerika verhaftet

Eine Verhaftung, wie sie in der internationalen Kriminalgeschichte bisher kaum zu verzeichnen war, wird uns aus Amerika gemeldet. Dort ist an der Harvard-Universität in Cambridge im Staate Massachusetts bei Boston der Austauschprofessor Romano, der seit November v. J. Vorlesungen über Nationalökonomie hielt, festgenommen worden. Der Professor ist niemand anderes als der seit dem Jahre 1929 flüchtige Berliner Bankdirektor Dr. Jaak Lewin. Lewin hatte auf bisher noch nicht gekläarte Weise es verstanden, sich in den Besitz von gefälschten Papieren zu setzen und damit unter dem Namen „Professor Romano“ eine Anstellung an der genannten Universität zu erlangen. Die Verhaftung erregte großes Aufsehen. Der zuständige Justizkommissar hat Romano aus dem Universitätsgebäude herausgeholt und ihn in das Staatsgefängnis nach East-Cambridge gebracht. Hier wurde der Mann eingehenden Verhören unterzogen. Wie verlautet, soll die Verhaftung auf Veranlassung Berliner Behörden erfolgt sein.

In der zweiten Hälfte des Januar 1929 tauchten an der Berliner Börse Gerüchte auf, deren Mittelpunkt das Bankhaus G. Löwenberg u. Co., Unter den Linden 42, war. Die Firma wurde im Jahre 1848 gegründet und gehörte mit zu den ältesten und angesehensten Banken Berlins. Als im Jahre 1926/27 der alte Inhaber zurücktrat und die Firma in die Hände des Dr. Jaak Lewin überging, verdunkelte sich der Ruf des Bankhauses. Lewin wohnte damals in der Schlüterstraße 37 in Charlottenburg, stammte aus Kiew, besah aber damals schon das amerikanische Bürgerrecht. Die ersten Verdächtigungen gegen die Firma wurden von ausländischen Banken geäußert. Am 22. Januar 1929 erstatteten sie Anzeige, mit der Begründung, daß Lewin für etwa 300 000 Mark Wechsel gefälscht habe. Die Untersuchung schwoh dann laminenartig an und die Summe der gefälschten Wechsel erreichte schließlich eine Höhe von 5 Millionen Mark. Lewin hatte sich rechtzeitig in Sicherheit gebracht. Bereits am 5. Januar 1929 war er nach Paris gefahren, um angeblich große Transaktionen zu tätigen. Von dieser Geschäftsreise kam er nicht mehr zurück. In seinem Geschäft wurde er damals von dem Bevollmächtigten Rapoport, der 1895 in Moskau geboren ist, und einem gewissen Montag, unterstützt. Sie galten als seine Proturisten. Rapoport's Flucht, die bald nach der des Lewin erfolgte, entwickelte sich zu einer Komödie. Ihm sowohl als auch Montag war der Boden in Berlin zu heiß geworden. Er beauftragte deshalb seinen Chauffeur, ihn zusammen mit Montag nach Schneidemühl zu bringen. Während seine Begleiter ahnungslos im Hotel schliefen, kückte Rapoport bei Nacht und Nebel und entkam über die Grenze. Montag kehrte mit dem Chauffeur

zurück, wurde in Berlin festgenommen, aber schließlich gegen eine Kaution von 10 000 Mark wieder auf freien Fuß gesetzt. Die beiden Hauptschieber, Lewin und Rapoport, waren entkommen. Montag hatte — wie sich später herausstellte — von den Geschäften des Dr. Lewin kaum etwas gewußt!

Wer war zuerst auf der Atlantique?

Frisch-fröhlicher Streit zwischen Holländern und Franzosen

Eigener Bericht des „Vorwärts“

Paris, 7. Januar.

Das Braak der „Atlantique“ ist kurz vor Mitternacht ohne Zwischenfall in den Hasen von Cherbourg eingeschleppt und dort verankert worden. In den nächsten Tagen soll es durch Abspumpen des eingedrungnen Wassers ausgerichtet und dann in ein Dock geschafft werden. Inzwischen hat sich um die Prämie für die Bergung des Schiffes ein trotz des tragischen Gesamtorganges häßlicher Streit entsponnen.

Nach altem internationales Seerecht gebührt der Bergungslohn eines von der Mannschaft aufgegebenen Schiffes dem, der es abschleppen kann und so hatte sich zwischen französischen und holländischen Schleppdampfern, die nach dem Bekanntwerden der Katastrophe an die Unglücksstelle eilten, ein wahres Wettrennen entwickelt. Nach dem Bericht des „Matin“ und anderer Zeitungen hatten am Donnerstagnachmittag zunächst einige französische Seeleute das Braak erklettert und am Heck die Schleppseile von drei Dampfern angebracht. Einige Minuten später hatte die Mannschaft eines holländischen Dampfers am Bug gleichfalls ein Schleppseil befestigen können. Die französischen und holländischen Schiffe suchten nun das Braak in entgegengesetzter Richtung abzuschleppen. Daraufhin fuhr der Holländer auf die französischen Dampfer zu und durchschnitt zwei Schleppseile. Der Versuch, das dritte ebenfalls zu durchschneiden, mißlang. Der Holländer setzte sich wieder an die Spitze des Braaks, wo aber inzwischen ein anderes französisches Schiff ein Schleppseil angebracht hatte. Beide Schiffe stießen zusammen, wobei der Franzose eine schwere Havarie erlitt und die Arbeit aufgeben mußte. Ein zweiter holländischer Dampfer konnte ebenfalls ein Schleppseil am Bug anbringen.

so daß schließlich zwei Holländer vorwärts und ein Franzose rückwärts zogen.

Dann nahm noch der Hamburger Bugflederdampfer „Simson“, der von den Holländern gemietet worden war, das Braak am Heck ins Schlepptau und suchte mit den Holländern zusammenzuarbeiten. Ein französischer Minensucher wollte das Schleppseil des „Simson“ kappen, was aber mißlang. Schließlich hatten mehrere französische Dampfer Schleppseile anbringen können und nach längeren Verhandlungen erklärten sich die Holländer endlich bereit, das Braak zusammen mit den Franzosen nach Cherbourg zu schaffen.

In einer Pressemitteilung der holländischen Schleppdampferunternehmung A. Smith u. Co. wird Wert auf die Feststellung gelegt, daß drei Matrosen des holländischen Schleppdampfers „Caumerzee“ zu einem Zeitpunkt an Bord der brennenden „Atlantique“ gegangen seien, als das Schiff von seiner Besatzung völlig verlassen und noch von niemand wieder betreten worden war. Erst später seien dann noch drei französische Schleppdampfer und der deutsche Schleppdampfer „Simson“ hinzugekommen. In holländischen Schiffsverkehrskreisen wird hierzu betont, es könne kein Zweifel darüber bestehen, daß nach den Grundfüßen des internationalen Seerechts der Bergungslohn für die „Atlantique“ der Rotterdamer Schleppdampferunternehmung zukomme. Augenscheinlich wird die Angelenenheit auf ein Schiedsgericht zwischen den Holländern und Franzosen hinauslaufen.

Die Durchführungsbestimmungen zur Arbeitsbeschaffung sind nunmehr veröffentlicht worden. Sie enthalten gegenüber den vom Reichskommissar Gerekke abgegebenen Erklärungen nichts wesentlich Neues.

Die Poststelle Berlin-Tempelhof 1 C (Germaniastraße 67) wird am 16. Januar 1933 in eine Post-Postagentur umgewandelt. Sie erhält die Bezeichnung „Berlin-Tempelhof 4“. Die Schalterstunden werden werktags von 8—12 und 15—19 Uhr abgehalten.

Der Arbeitskreis der „Neuen Blätter für den Sozialismus“ veranstaltete in der überfüllten Aula der Handelshochschule einen Diskussionsabend. Nach kurzen Begrüßungsworten von Prof. Lillich ergriff der Referent des Abends, Genosse Prof. Adolf Coeve, das Wort. Er führte etwa aus:

Mit drei Einschränkungen kann von einem heute möglichen Sozialismus gesprochen werden. Einmal ist nur die Rede von einem sozialistischen Zustand der Wirtschaft, zweitens stehen die politischen Voraussetzungen des wirtschaftlichen Durchbruchs zum Sozialismus ausdrücklich nicht zur Debatte, drittens wird vorausgesetzt die Notwendigkeit oder die Wünschbarkeit des Sozialismus — unter Sozialisten eine Selbstverständlichkeit.

Sozialismus ist heute möglich als sozialistische Markt-Planwirtschaft. Ihre Bedingung ist Sozialisierung des Großigentums in Stadt und Land. Das Kleinigentum, insbesondere der bäuerliche Kleinbesitz bleibt zunächst bestehen. Aufrechterhalten wird ferner der Markt, die Geld- und Kreditwirtschaft, die von einer Planstelle beherrscht werden müssen. Diese sozialistische Marktplanwirtschaft ist das Minimum des Möglichen und zugleich des Notwendigen. Die Vorkriegszeit wurde beherrscht von der Idee des Zukunftstaates — Bebel hat sie in seinem Werk „Die Frau und der Sozialismus“ beschrieben —, der gleichsam eine konzernreife Wirtschaft voraussetzte. Dieser Zustand war aber 1918 nicht erreicht. Eine Totalsozialisierung wurde als unmöglich erkannt. In der Folgezeit (1919—1932) wurden mehrere Methoden des sozialistischen Eindringens in die Wirtschaft angewandt. Neben der Selbstverwaltung der Arbeiterschaft (Konsumgenossenschaften) wurde der Weg der Staatskontrolle beschritten, die Form der Arbeitsgemeinschaft von Arbeitgeber und Arbeitnehmer wurden vor allem im Betriebsrätemwesen erprobt, schließlich wurden die öffentlichen Unternehmungen in weitem Maße ausgebaut. Gelingen sind staatliches Kontrollsystem und die Methode der Arbeitsgemeinschaft. Positiv wirkten Selbstverwaltung und die öffentlichen Betriebe. Es gibt keine objektive Neutralität des Staates, solange das kapitalistische Großigentum besteht. Verstaatlichung ist nur dann Vorsehungsmaßnahme, wenn wirklich Demokratie herrscht. Planung und Sozialisierung gehören zusammen. Sozialisiert wird das Großigentum, geplant wird der ganze Zirkulationsprozess der Wirtschaft. Die Kapitalinvestitionen müssen gelenkt, der technische Fortschritt muß gezügelt, Sozialpolitik und Steuerpolitik im Sinne der Einkommensangleichung geregelt werden. Nur so kann die Stabilität einer stetig wachsenden Wirtschaft gesichert erscheinen. Die sozialistische Marktplanwirtschaft ist elastisch, sie ist sozialistisch, weil sie den Kapitalismus in seiner Wurzel bekämpft. Die ökonomische Reife dieser sozialistischen Wirtschaftsgestaltung ist heute gegeben, aber auch der politische Reifezustand ist in den überwiegend antikapitalistischen Mittelschichten erreicht. Proletariat und Mittelstand, insbesondere Bauern, Angestellte und Beamte müssen ein Bündnis eingehen. Nur dann ist demokratischer Sozialismus in Deutschland möglich.

In der angeregten Diskussion sprachen: Wilhelm Eggert, Otto Nathan, Fritz Rapphali, Prof. Eduard Heimann, ein Genosse aus dem Betrieb, Prof. Carl Landauer. In seinem Schlusswort grenzte sich Coeve in Übereinstimmung mit Heimann und Landauer gegen Einwendungen ab, die gemacht worden waren. Ohne Gesamtbild der nächsten Phase gibt es keine sozialistische Politik. Man muß die Richtung kennen, in der man marschiert.

Ausstellung des Corinth-Denkmal. Das von dem Königsberger Bildhauer Prof. Hermann Bräcker im Auftrag des vereidigten Kultusministeriums für die Stadt Königsberg ausgeführte Bode's Corinth-Denkmal ist jetzt fertiggestellt worden und gelangt in kurzer Zeit zur Ausstellung. Das Denkmal, das zurzeit im Eingangsbereich der Nationalgalerie ausgestellt ist, zeigt eine nackte, weibliche Gestalt als Verkörperung des Genius der Malerei.

Verleihung der Universität und der Technischen Hochschule in Breslau. Die Kommission des Reiches für Preußen haben den Beschluß gefaßt, die Universität und die Technische Hochschule in Breslau mit Wirkung vom 1. April 1933 zu vereinigen. Die Technische Hochschule wird als Ingenieurwissenschaftliche Fakultät der Universität angegliedert. Der Name der Gesamtanstalt wird lauten: „Schlesische Universität“.

Die heutigen Probleme der Mikrowelt werden an acht Abenden, Montags von 6 bis 8 Uhr, in einer für Ingenieure bestimmten Vortragsreihe im neuen Hofsaal am Reimke Kurfürstendamm (Preis) behandelt. Die Vorträge sind für jedermann zugänglich. Beginn Montag, den 9. Januar. Karten, Programme, Auskunft durch das Lehrinstitut der Technischen Hochschule: O 1 Steinplatz 0011.

Dichter konferieren im Variété. Am 14. Januar, um 11 1/2 Uhr nachts, veranstaltet der Schützengilde Deutscher Schriftsteller ein „Kadavere“ in der Scala mit dem gesamten Scala-Programm. Prominente des Films, der Schauspielkunst und des Cabaretts wirken mit. Es konferieren neue Dichter. Gesamtleitung: Peter Sacke.

Die Sonntagsvorführung der Städtischen Oper „Die Ringelstein von Trapesunt“ wird durch Pünktlich übertragen und beginnt um 7 1/2 Uhr. — In der Städtischen Oper haben die Bühnenproben zu der Neuaufbereitung von R. Strauß' „Salome“ unter Leitung von Fritz Schlegel und unter Regie von Otto Krauß begonnen.

Rittergutsbesitzer als Betrüger

Vom Sohn verdorben, was der Vater erworben

Der stellvertretende Sturmführer der SA, ehemaliger Rittergutsbesitzer Richard Spiekermann in Rangsdorf, steht heute vor der Berufungskammer des Landgerichts III wegen Betrugs. Neben ihm sein Vetter Ferdinand Spiekermann.

Die erste Instanz hat den Sturmführer wegen versuchten gemeinschaftlichen Betruges zu zwei Monaten Gefängnis, seinen Vetter zu neun Monaten Gefängnis und außerdem auch zum Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf fünf Jahre verurteilt. In der Urteilsbegründung hieß es unter anderem:

Die Angeklagten haben sich mit großer Geistesfreiheit über Ehrlichkeit und Vertragstreue hinweggesetzt und haben nicht aus Not, sondern aus dem Bestreben heraus, sich leichtfertig Geld zu beschaffen, gehandelt.

Sie haben ein gemeinsames Verbrechen begangen. Trotz dieses vernichtenden Urteils stellten beide Anwälte in der heutigen Verhandlung den Antrag, beide Angeklagte zu amnestieren, da sie — aus Not gehandelt hätten. Ferdinand Spiekermann ist aber inzwischen in einem Falle bereits rechtskräftig wegen Urkundenfälschung zu einem Jahr drei Monaten und im anderen Falle von der ersten Instanz wegen Betruges zu neun Monaten Gefängnis verurteilt worden.

Aus dem Urteil der ersten Instanz erfährt man auch interessante Einzelheiten über das Vorleben des stellvertretenden SA-Führers Richard Spiekermann. Er habe, heißt es da,

stets ein leichtsinniges und verschwenderisches Leben geführt.

Das Jägerbataillon hatte er verlassen müssen, weil er trotz der 300 M Monatszulage, die ihm sein Vater, der Rittergutsbesitzer in Rangsdorf, Gebieter über 4000 Morgen Land, gewährte, Schulden machte. Auf Veranlassung des Vaters ging er im Jahre 1913 nach Amerika und lehrte 1927 nach Deutschland zurück. Das überschuldete Rittergut war nicht mehr zu halten; es wurde vom Kreis Teltow für 1 200 000 M. erworben. Der Angeklagte erhielt davon als Vormund seiner Kinder immerhin noch 107 000 M. ausgezahlt. Die Verschwendung und die Großmannsucht beherrschten ihn, wie das Urteil feststellt, weiter:

In einem Jahre war von den 107 000 M. nichts mehr übriggeblieben,

dafür waren aber die Kinder im Besitz eines Grundstücks und eines Hauses. Den größten Teil des Kaufpreises hatte die Mutter erhalten, ein anderer Teil war für Anwaltsgebühren und Gerichtskosten drausgegangen. Gegen den Kreis Teltow wurde aber ein Prozeß anhängig gemacht, weil er das Rittergut zu billig gekauft und die Besitzer um 2 bis 3 Millionen Mark geschädigt haben sollte. Der Kreis Teltow ermann den Prozeß in zwei Instanzen. Unter Vorpiegelung nun, daß ihm aus einem Rechtsstreit 2 bis 3 Millionen Mark winkten, beging Richard Spiekermann die Handlungen, wenen deren er jetzt zum zweiten Male auf der Anklagebank sitzt. Er war zum ersten Termin nicht erschienen und ist deshalb in Untersuchungshaft genommen worden.

Konservative neue Musik

Heifetz und Schnabel

Hat man so ein Durchschnittskonzert „neuer“ Musik wie die gestrige Veranstaltung der dieser Musik ergebene internationalen Gesellschaft von Anfang bis zu Ende durchgehalten, ein wenig verzwweifelt ob all der anspruchsvollen Richtigkeit, ein wenig gelangweilt der manierten Trübsinnigkeit und des unjungen und klugen Getus dieser klugen und unjungen Jugend — dann hat man allen Grund, sich mit Busoni zu trösten. Der schrieb einmal: auch Jugend wäre meistens konservativ, ihre Versprechungen wären trügerisch, und die Guten fänden in jedem Alter allein. Bela Bartok, dessen Tanzsuite den Abend beschloß, ist einer jener „Guten“, Alleinstehenden, Richtunggebenden. Die anderen aber marschieren alle brav in den unterschiedlichen, ihnen von jenen gemischten Richtungen der Moderne und tun das Ihre, um das oft genug unnachahmliche durch konsequente Nachahmung zu distanzieren. Stille und Haltungen nehmen sie an, die ihnen innerlich gar nicht gemah sind; ausdrucksvolle Gebärden nähern sie zu ausdruckslosen Gesten ab, sturpeltlos arbeiten sie mit den kompositionstechnischen Endresultaten jahrzehntelanger Ringens ihrer Meister. Für wie fortschrittlich sie sich auch halten mögen, die meisten von ihnen arbeiten nach Rezepten. Rezeptbewahrer oder, und wäre es der Canon der Empörung, wären es die Rezepte der Revolution, sind immer konservativ. . . .

Serge Fjitelbergs Orchesterstudien (unerfindlich, warum sie so heißen) bilden eine ausgewachsene vierstimmige Suite. Von einer feierlichen nichtsagenden Sinfonia eingeleitet, werden sie in einer Lococata fortgesetzt, die definitionsgetreu ein schnelles, glänzendes Stück ist — und sonst gar nichts. Grelle Dissonanzverdrängungen an sich beschuldener Folgen und prunkende Instrumentierung sind eher geeignet, die geistige Anspruchshöhe der Stücke zu enthüllen als zu verschleiern.

Edmund von Boras' Konzert für Klavier und Orchester ist dreifach; zwischen rhytmisch interessierten, aber nicht gerade interessanten Episoden steht ein Mittelstück sehr freier, asymmetrischer Melodik, deren seltsame, fast rührende Beziehungslosigkeit Sigur Rascher, der Solist des von Sochum geleiteten Abends schon zur Geltung brachte. Robert v. Hannenheims 2. Konzert für Orchester in einem Satz ist strenger Schönbergstil. Unmöglich, derselben bei erstem Hören zu enträtseln, zu analysieren, in der Konstruktions zu begreifen.

Eine Serenade Karol Rathaus' schließlich steht eigentlich noch außerhalb des Kreises neuer Musik, der bindungslos, freischwingenden Melodik, der selbstherrlichen Rhythmik, des konzertanten Bauaufbaus und der Zwölftontechnik: harmonische Spannungen hollen die Sätze zusammen, ordnen die Kräfte, bestimmen die Klangflächen und die schönen schwungvollen Steigerungen.

Heifetz und Schnabel

An sieben Abenden wird Arthur Schnabel sämtliche Klavierkonzerte Beethovens spielen. Schade, daß es im großen Saal der Philharmonie geschieht, dem für Klavierpiel denkbar ungünstigsten Konzertraum Berlins, den in

diesen Zeiten ein Pianist, und wäre er noch so groß, kaum für einen Abend zu füllen vermag, geschweige denn für sieben; in dem ferner alles Intime von selbst sich ausschließt und auch die leisesten, leichtesten Dinge anspruchsvoll werden müssen; in dem nur die geprägte Form die Ferne überwindet, während die gräßlichen Gesänge der Phantasie dem Raumungehauer zum Opfer fallen müssen. (Ueber die Interpretation wird im Zusammenhang berichtet werden.)

Sacha Helisey, Amerikas größter Geigenstar ist seit 5 Jahren, in denen er die Welt abasperiht

Moritaten ohne Ende

Der Doppelmord in der Rue Morgue

Auf die gelungenen Moritaten am Donnerstag folgte am Freitag im Programm der Funkstunde als Hörspiel der „Doppelmord in der Rue Morgue“. Das ist ein bißchen reichlich auf einmal. Auf Grund welcher dem profanen Geist unzugänglichen Erwägungen werden eigentlich in der Funkstunde die Programme ausgeklügelt? Auch dieses Hörspiel nach der bekannten Novelle von Edgar Allan Poe schildert eine richtige schaurige Moritat. Die geheimnisvolle, gespenstische Atmosphäre, die die Dichtung Poes umgibt, war dem Werk in der Hörspielaufbereitung von D. R. Amtmann abgestreift worden; geblieben war der schaurige Kriminalstoff, der in dieser Form kaum noch an Poe. dagegen sehr an Wallace erinnerte.

Festgestellt werden muß, daß hier aber seit langem wieder einmal einfache, die Zusammenhänge deutlich machende Dialoge gesprochen wurden. So kräftig die Richtigkeit der Bearbeiters an Poe sich vergriffen hat, so richtig hat sie die Grundbedingungen des nicht dichterischen — des rein unterhaltenden oder auch des belehrenden — Hörspiels erfüllt. Auch die Darstellung war klar und übersichtlich, also mikrofonwirksam.

Bendow im Januar

B. B. B. nennt sich der Theaterbetrieb in der Kottbuser Straße Souterrain, aber in einer Rede an sein Volk wehrt sich Billy Bendow entschieden gegen eine Deutung dieser Buchstaben etwa als „Bendows blühender Bößfirt“. Zwar bleibt er nicht lange bei dem trockenen Ton, aber schon vorher haben all die Mitspieler uns gesagt und gesungen: „Siehste, siehste, siehste — das ist 'ne tolle Kiste.“ Was die alles hergibt, Schlag auf Schlag, in Sketches und Anekdoten, in Romantik und Radfahrtsunft, in Tanz und Telepathie, ist allerhand für die paar Groschen. Und ein so wüßig versierter Bühnenmann wie Max Ehrlich auch noch. Was der mit Bendow J. B. als Radiomonteur auf dem Dach des Reichstages verzapfen, das wird gewiß nicht auf die amtlichen Schallplatten aufgenommen. Da ist auch Man a n

Richard Spiekermann, sein Vetter Ferdinand Spiekermann und ein Italiener legten sich durch Vermittlung eines zweiten Italieners mit dem Bankhaus Nieldlich in Verbindung, das sich bereit erklärte, gegen Sicherstellung einer Vorprämie in Höhe von 3400 M. Richard Spiekermann das Recht auf den Erwerb von Norddeutsche-Lloyd- und Hapa-Aktien im Werte von 48 000 M. zu überlassen. Richard Spiekermann, der nichts besaß, setzte sein Akzept auf zwei Wechsel in der Höhe der Vorprämie und erhielt einen Bestätigungsschein auf das von ihm erworbene Recht auf die Aktien. Unter dem Namen Moneula erschien er darauf in Begleitung seines Vaters und des Italieners bei einem Notar und hinterlegte hier hier ein Akzept, in dem sich angeblich die Aktien in Höhe von 48 000 M. befinden sollten — zwecks Finanzierung von Geschäften, sagten die drei. Das Bankhaus, das unterdessen über Richard Spiekermann die denbar schlechtesten Auskünfte erhalten hatte, machte das Geschäft ungültig. Eine Weinfirma, bei der Richard Spiekermann für etwa 4000 M. Wein bestellt hatte, fragte bei dem Notar an, ob bei ihm tatsächlich Aktien als Sicherheit deponiert seien. Als Richard Spiekermann der Aufforderung des Notars, in seinem Büro zu erscheinen nicht Folge leistete, öffnete dieser das Akzept. Es befand sich darin nur der wertlose Bestätigungsschein des inzwischen ungültig gemachten Bankgeschäfts. Die Absicht des Betruges lag klar auf der Hand.

Das also ist der stellvertretende Sturmführer Richard Spiekermann, der Sohn des Rittergutsbesitzers von Rangsdorf.

durchleitete, zum erstenmal wieder in Berlin und zu hören gewesen. Er spielt Mozart, Beethoven, Brahms, drei Geigenkonzerte hintereinander (A. B. R. H. begleitet ihn prächtig), und auch an ihnen bewährt sich seine über alle Worte herrliche Technik, seine Fingergeläufigkeit, seine Strichpräzision, seine eigentümliche Tongebung, die auch im Piano jeden Raum spielend überwindet und füllt. Der äußeren Schlichtheit aber entspricht feinerlei dem Wert sich Unterordnen. Nach amerikanischen Vortragsgelehrten geschieht immer irgendetwas, um das Publikum in Atem zu halten: da wechseln unaussprechlich Lichter und Schatten, da gibt es keine stillen Flächen, ruhige Entwicklungen, ausgewogene Kontraste, da alles nicht das Werk, da spielt ein sensationeller Geiger, der sich und sei es auch an Beethoven zu erweisen wünscht

A. W.
Hartweil mit ihren Liedern à la Ernst Busch, da gibts Sopran und Tenöre, gelacht wird tiptopp — nur weiß man nicht, was die Witzige von den Lüßweger Jägern soll. Man könnte sie beinahe für ernstgemeint halten, und da war es doch besser, beim Bendowton zu bleiben! — u.

Ein Schädel aus der Eiszeit in Schottland gefunden. Großes Interesse erweckt unter den englischen Anthropologen die Auffindung eines Schädels in der Nähe von Glasgow, von dem man annimmt, daß er älter ist als der berühmte Pittdown-Schädel, der im Jahre 1912 bei diesem Ort in Sussex entdeckt und auf 100 000 Jahre geschätzt wurde. Der neue Fund wurde bereits im Mai dieses Jahres gemacht. Der hervorragende schottische Anthropologe Arthur Keith glaubt, daß es der älteste Schädel ist, der bisher in Schottland entdeckt wurde. Außer dem Schädel fanden sich noch eine Anzahl Ueberreste alter Wohnstätten und andere Ueberbleibsel, besonders auch scharfe Werkzeuge, die Anzeichen tragen, daß sie lange während der Eiszeit unter dem Eise begraben waren. Auf einem schwarzen Stein war das Bild eines Bären eingegrift.

Der neue Ruf von den Minaretten. An diesem Donnerstag, dem ersten Tag des Ramadan-Festes, erkante zum erstenmal ein neuer Ge. etruj von den 400 Minaretten Konstantinopels. Fast 500 Jahre hindurch, seitdem die Türken Konstantinopel erobert hatten, klang von diesen Türmen das Wort „Allah“, die arabische Bezeichnung Gottes. Diesmal aber wurde er durch den türkischen Namen für die Gottheit, „Tanri“, ersetzt. In allen Moscheen wurden die Verse des Korans zum erstenmal türkisch statt arabisch gesungen. Vielesach wurde gegen diese und andere Neuerungen gepöbelte, aber alle, die sich dabei zu weit vorgewagt hatten, wurden mit Gefängnisstrafen bestraft.



Gerhart Herrmann Mostar: Diesmal etwas aus Afrika

Wisuna, der Mond

Wir sahen in meiner Laube bei Wein und Bärm — da ging der Mond auf hinter dem schmalen Streifen Wald und war so groß, daß die schwarzen Stämme der Kiefern die gelbe Scheibe in Streifen zerschneiden, so, wie eine Frucht in Streifen geteilt ist oder das Fenster eines Gefängnisses. Ein einsamer Vogel rief klagend wie ein Gefangener.

Seltenerweise wurden wir alle still. „Wenn er höher steht, wird er ganz klein und rund zwischen den Wipfeln hängen“, sagte endlich einer wie zur Beruhigung, daß dieser gewaltige Ball etwas Gewohntes und Normales sei oder doch wieder werden würde.

Aber meine kleine, empfindsame Freundin sagte: „Wenn er so groß und rot ist, kann ich verstehen, daß man ihn einmal angebetet hat. Ich — möchte ihn selbst anbeten.“

Wir lachten sie aus; man lachte sie immer aus. Da trat mein weltgereister Freund für sie ein: „Unsere Religionen sind weise und tief geworden im Schutze der Städte und Häuser und Straßen und Schulen. Aber ich glaube, wenn all der Stein verfläut und wir wieder in Wäldern und Steppen wohnen würden — wir würden ihn wieder anbeten.“ Und als wir ungläubig schwiegen: „Ich bin bereit, das durch ein Erlebnis zu beweisen. Nicht ich selbst hatte es, aber ein junger Missionar, der mir's während einer Mondnacht in Afrika selbst erzählte.“

Er war zur Zeit des Geschehnisses eben aus der Missionarsschule gekommen. Er hatte bereits in Europa die Sprache des Stammes gelernt, in dem er nun wirken sollte. Das war ein Pygmäenstamm, der keine andere Religion gekannt hatte als eine primitive Anbetung des Tag- und Nachtgestirns. Der Missionar erzählte ihnen von Christus und dem Kreuz, und sie bekehrten sich rasch, sehr rasch — und nach Art aller Anfänger in der Missionstätigkeit gab er sich mit ihrer schnellen Bereitwilligkeit zufrieden.

Das Gebiet, das ihm anvertraut war, war ein Steppengebiet. Mannshohes Gras, wenig Wald, noch weniger Wasser. Eines Abends ritt er von einem kleinen Reherdorf seiner Station zu. Er war zufrieden mit sich: einen Kranken hatte er gesund gemacht und so dem Medizinmann ein Opfer abgejagt. So ritt er lächelnd den pfeilgeraden Weg hin, der durch das Gras getreten war, und dachte der Demut, mit der die schwarzen Zwerge das Kreuz geküßt hatten.

Ein Feuerchein in einem kleinen Hain von Affenbrotbäumen lenkte ihn ab. Er schwankte weg vom Weg und ritt auf den Hain zu. Bald sah er, daß um ein offenes Feuer schwarze Menschen tanzten. Argwöhnisch stieg er ab, nahm das Pferd am Zügel und schlich sich leise an die Gruppe heran. Er erkannte sofort, daß es sich um einen der Nomadenstämme handelte, die, gering an der Zahl, aber festem Bohnen hartnäckig sich widerlegend, die Steppe durchzogen. Am Feuer stand der Medizinmann und warf Tierknochen in die Flammen. Bei jedem Wurf schrie der Kreis der tanzenden Männer und Weiber ekstatisch auf. Bößlich lachten sie alle in die Knie und warfen ihr Gesicht auf die Erde, und der Medizinmann betete in singendem Ton:

„Wako stieg über die Erde hinweg, zornig glühendes Gesicht. Wakos glühendes Gesicht verbrannte die Gräser und die Affenbrotbäume. Es dörrte die Bäche aus. So, unter Wakos Grausamkeit, verhungerten die Menschen, weil die Affenbrotbäume nicht Früchte trugen. Es verdorrten die Menschen, weil die Bäche nicht Wasser trugen. Es sanken die Menschen hin am Fieber, weil Wako die Kühle aus ihrem Blute nahm. Die Erde starb...“

Der Medizinmann fiel nun in einen weichen, zärtlichen Ton:

„Da aber Wako wieder hinunterstieg von der Erde, glaubend, er habe sie ganz zerstört, siehe, da kam leichten Schrittes und mild leuchtenden Kleides Wisuna gezogen. Und Wisuna sanftes Auge richtete die Gräser wieder auf und gab Blüten den Affenbrotbäumen. Wisuna weinte vor Mitleid mit den Menschen, und ihre Tränen füllten die Bäche wieder. Wisuna gab ihr rotes, kühles Blut den Fiebernden, daß sie wieder gesund wurden und essen und trinken von Wisunas Bäumen und Bächen. Wisuna aber verlebte, weil sie ihr Blut verschenkt hatte; sie ward klein, weil das Wasser ihrer Tränen aus ihr gestürzt war; sie ward blind, weil sie ihr Licht den Menschen geschenkt hatte, die sich verirren in der Nacht. Und Wisuna starb, aber die Menschen lebten. Darum sollen die Menschen, die leben, opfern Wisuna, welche ihnen das Leben gibt, und opfern Wako, welcher wieder kommen wird, daß er milde mit ihnen verfare.“

Hier hielt der Missionar die Zeit zum Dazwischensprechen für gekommen. Er fuhr unter sie wie ein Prophet, wie ein zorniges Gewitter. Er sagte ihnen, daß nicht Wako lebe, die Sonne, und nicht Wisuna, der Mond, sondern daß allein Gott lebe und Leben gebe. Daß Wako nicht böse sei und Wisuna nicht gut, sondern daß beide nichts seien als tote Geräte in Gottes schaffender Hand. Er zerstörte mit seinem Fuß das Feuer und sprach Verdammung aus über die Anbeter Wi-

sunas. Mit einem war das Feuer ganz verloschen, tiefe, schwarze Tropennacht umschlang ihn. Er rief nach den Zwergen —, aber da merkte er, daß sie alle im Dunkel entflohen waren.

Noch wühlte der Eifer in ihm; aber es blieb ihm nichts, als sein Tier zu suchen und heimzureiten. Er fand aber sein Tier nicht. Er wollte das Feuer wieder entzünden, aber es gelang seiner ungeübten Hand nicht in der Finsternis unter den Bäumen. Er mußte zufrieden sein, mit Hilfe all seiner Fündhölzer aus dem Hain herauszufinden. Nun stand er zwischen dem menschenhohen, leise zischenden Steppengras und seine Lage hatte sich um nichts gebessert. Er begriff jetzt erst all ihre Schwierigkeiten. Sein Reittier hatten die Zwerge vermutlich mitgehen heißen. Er mußte sehen, zu Fuß zur Station zu kommen. Aber er kannte die Richtung nicht. Er würde den Weg kaum wiederfinden, den er vorhin verließ. Es war unheimlich finster; der Himmel war prächtig und eislar ausgestirnt, aber der Mond war noch nicht da.

Ich muß also warten, bis der Mond aufgeht, dachte er und legte sich ins Gras. Eine leise Furcht überfiel ihn: zwar gab es wenig große Raubtiere hier, aber ein gespenstisch schwirrendes, unsichtbares Wesen von Kleingetier, kriechend, schreitend, hnwieselnd, fliegend war um ihn. Das Grauen der afrikanischen Nacht troch an ihm hinauf. Er zitterte in Frost und Hitze und mußte aufstehen und hin und her gehen. Er versuchte, sich am Waldrand zu halten. Wenn nur der Mond bald aufging...

Er blickte voraus, er bemühte sich, zwischen den unsichtbaren Stämmen hindurch hinter sich zu sehen: woher kam der Mond? Oder, ein Schrecken durchfuhr ihn: war etwa — Neumond...? Das

bedeutete Gefangenschaft für diese ganze Nacht, die unendlich weite Steppe wurde dann zum engen, fürchterlichen Kerker... Ihn froh noch mehr. Er mußte laufen, um sich zu erwärmen. Wenn wirklich dichter Wald hier wäre — der hielt wohl die Wärme fest. Aber die Steppe schien ihm kalt wie der Tod. Er wollte wenigstens den Schut des Haines aussuchen. Da hatte er im Hin- und Herrennen auch den verloren und fand ihn nicht wieder.

Nun war es gleichgültig, wie er lief. Vielleicht fand er so durch Zufall den Weg, oder die Station, oder ein Reherdorf. Er hörte Schakale heulen, Hyänen, Seine Phantasie ließ ihn Löwengebrüll vernehmen, Tigerschleichen. Manchmal wechselten sie doch herüber aus dem großen Raubtiergebiet im Süden... Wenn nur der Mond bald kam...

Er betete. Er flehte Gott an, nicht in kirchlichen Formeln, sondern wie ein geängstetes Kind: „Lieber Gott, laß den Mond bald kommen. Lieber, guter Gott, verlaß mich nicht. Laß Wisuna bald kommen.“

Er erschrak, wie er das Reherwort gebraucht hatte. Er bat Gott um Verzeihung dafür. Und da, mit einem, war kein Gras mehr um ihn. Der Weg...? Sein Herz stand still... Er tastete den Grasrand ab. Keine Öffnung. Nur eine Lichtung... Er tastete zehn, zwanzigmal den Kreis ab. Umsonst... Da bahnte er sich wieder einen Weg durch die Halme.

Sein Kopf fieberte, aber seine Beine waren kälter als Eis. Er konnte sie kaum noch bewegen. Sein Herz schlug schmerzhaft gegen die Rippen, wie ein Hammer. Seine Lippen stammelten unaufhörlich Gebete. In seinem Hirn aber verwirrten sich die Bilder: das Krustig ragte aus dem Feuer, Wisuna stand davor, bleich

Günther Birkenfeld: Berliner Skizzen

Der Detektiv

Nun war auch Ede aus der Modellwerkerei entlassen und Stempelbruder geworden. Er zeigte sich weniger bedrückt darüber, als die meisten seiner Schicksalsgenossen. Hatte er sich doch von jeher zu höherem Beruf gefühlt. Zum Detektiv nämlich. Und das wollte er jetzt werden, ganz auf eigene Faust!

Zunächst jedoch hatte Ede Pech. Wenn im Zentrum ein Zigarrenhändler seiner Tageskasse beraubt wurde, so spionierte er gerade am Bedding herum. Und zur Zeit, da drei Mastierte in eine Schöneberger Sportkaffe eindringen und alsbald mit prallen Aktentaschen davonlaufen, spürte Ede in der Zentralmarkthalle vergeblich nach Taschengeld.

Er sah ein, daß bei dem steten Herumlaufen nichts herauskam. Alle Rasterdetektive hatten sich irgendwo hingeseht und unauffällig beobachtet. Das tat nun auch Ede. Oft schief er vom Hunger oder in der sengenden Hitze ein, — oft trotzte er völlig durchnäht vom „Dienst“ zu seiner Schlafstelle. Einmal wurde er im Tiergarten durch unendlichen Värm aus seinem Nickerchen geschreckt. Auf der Nachbarbank war einer Bonne die Handtasche gestohlen worden. Zu allem Unglück mußte Ede sich auch noch mißtrauliche Blicke gefallen lassen.

Nach diesem Erlebnis tauschte er sich einen alten Taschenuhrer, der ihn alle zwei Stunden in die notwendige Wachsamkeit zurückbesah. Auch eine Raupipistole und eine Hornbrille — tatsächlich war es eine grüne Sonnenbrille für fünfzig Pfennig — legte er sich zu. Alle Detektive trugen Hornbrillen. Und eine Reinemachefrau aus dem

Leistung-Theater gab ihm eine Garderobenmarke, die der Blechmarke der „Kriminalen“ ähnlich sah.

Ferner verlegte Ede seinen „Dienst“ in aussichtsreichere Jagdgründe, nämlich in den Berliner Westen. Nachdem er zwei Tage geduldig am Breitenbachplatz geiffen hatte, gelang ihm am dritten die folgende Beobachtung: Im Hause Nummer 3 rechts vom Platz wurde im linken Erdgeschoss des ersten Stockwerks eine gelbe Anpelt mehrfach ein- und ausgeschaltet. Genau sechsmal. Mit dem Scharfsinn des geborenen Detektiven suchte Ede sogleich die gegenüberliegende Häuserfront ab. Und, wahrhaftig, im vierten Stock des Hauses Nummer 15 wurden die Lichtsignale mit einer Taschengelampe erwidert!

„Wah!“ brummte Ede nur. Natürlich mußte er sofort, was er von dieser Blinderlei zu halten hatte: Dienstmädchen benachrichtigt ihren Komplizen, daß Herrschaft ausgegangen und daß Geld und Wertgegenstände ausgeräumt werden können. — Na wartet nur! Ede fühlte: seine große Stunde war gekommen.

Ein Junge in weißer Mütze und mit einem Gelbtafeln ging aus das Haus Nummer 3 zu. Ede bat den Primaner, ihn mit hereinzulassen, er wolle zu dem und dem. Er murmelte irgendeinen Namen. „Aber bitte!“ sagte der Junge bößlich und bot dem Fremden sogar den Fahrstuhl an. Ede dankte und sah oberhalb des ersten Stockes Posten. Links bei Seidel war behutlich die Tür geöffnet und sogleich wieder geschlossen worden. Wpa! dachte Ede nur wieder. Alles stimmte vorzüglich.

Jetzt eilte der „Komplize“ die Treppe heraus,

und schön, kühl und sanft, und küßte es. Die Zwerge nahmen ihn bei der Hand und tanzten mit ihm im wilden Kreis. Sie schrien: „Bete Wisuna an, so retten wir dich!“ Er schlug den nächsten ins Gesicht, wie Petrus den Knecht... Dann war es ein Augenblick wieder klar in ihm. Kam der Morgen noch nicht...? Wenn der Mond doch käme...

Er sank nieder, kraftlos, fiebernd, fröstelnd, stöhnend Irrsinn schlich in seine Gebete. „Lieber Gott, schick mir den Mond! Schick mir Wisuna... Mond, komm! Leuchte mir! Wisuna, komm, leuchte mir! Schenk das Licht deiner Augen, daß es hell werde, Wisuna! Gott, verzeih mir die Sünde... Geiß dein kühles Blut in meinen fiebernden Kopf, Wisuna. Mond, lieber Mond, du sollst kommen, sollst leuchten, mußt kommen, ich flehe, ich bete... Mond, Wisuna...!“ Und er warf das Gesicht auf die Erde und breitete die Arme wie ein Heide...

Er lag lange so, irre redend und betend, sterbend fast in Kälte und Blut. Er wußte nicht, wie lange, wußte überhaupt nichts mehr. Aber als er endlich den Kopf aus der Erde hob, war ein blutroter Glanz über dem Gras. Er sprang auf, warf die Arme gegen die gewaltige, düsterrote Wunde des Himmels und schrie ekstatisch: „Mond...! Wisuna...!“

Und lind wie ewiger Friede drang das Licht in ihn ein. Er schritt ruhig hin, irgendwohin, lächelnd, in Wisunas Schutz.

Im ersten Morgengrauen fanden sie ihn: sie hatten ihn von der Station aus gesucht. Er brach am andern Mittag zusammen und lag im Nervenfieber, vier Wochen lang. Dann gewann seine junge Natur der Sieg über Fieber und Anfechtung... Er ist Missionar von Beruf geblieben und Missionar aus Berufung geworden — durch dies Erlebnis, wie er selbst sagte. Und der besten einer, wie mir andere sagten. Einer nämlich, der den Wisuna-Kult überwinden konnte, weil er ihn selbst überwinden mußte.

Mein weltgereister Freund schwieg. Wir sahen zum Mond. Er hing ausgeblutet und klein zwischen den Wipfeln der Kiefern — nichts als ein gewohntes, wohlbekanntes Gestirn.

er nahm immer gleich zwei Stufen auf einmal. Ein junger Herr im eleganten Sackanzug und mit gewelltem mußbraunen Haar. Den Hut hielt er in der Hand. Eigentlich sah er nicht wie der Komplize eines Dienstmädchens aus. Um so verdächtiger! Leider konnte Ede, über das Geländer gebeugt, die Person nicht erkennen, die den eleganten zu Seidel einließ. Getuschel hinter der Tür. Ein erstickter freudiger Ausruf. Dann Stille. Mehrfach schlich Ede bis an die Tür. „Nur Geduld!“ raunte Ede sich zu, „der Bursche ist mir sicher, der macht mich berühmt!“ Drohend boherte er seine Augen durch den Dämmer des Treppenraumes auf die Tür, aus der der „Bursche“, die Taschen mit Geld und Schmutzlacken vollgestopft, über kurz oder lang entschleipen mußte. Zum Glück gab es in diesen modernen Wohnungen keinen Hinterausgang. Auch der Fahrstuhl war von Vorteil. Es wäre recht peinlich gewesen, wenn dauernd jemand die Treppe hinauf oder herunter gekommen wäre. Man sah, in der ärmlichen Kleidung und mit der grünen Hornbrille, nicht grade wie eine Vertrauensperson aus.

Eine Ewigkeit verging. Das Herz schlug dem „Kriminalen“ bis in die Kehle. Angst? In wo, ein Detektiv hat doch keine Angst! Immerhin fühlte Ede sich wie früher vor dem Start zu einem Entschuldigungslauf und meinte, daß der „Bursche“ schon endlich erscheinen könnte. Da, jetzt knackt die Tür! Ede stößt die nächste Treppe nieder, packte den elegant am Handgelenk und rief: „Im Namen des Befehles, folgen Sie mir!“ Der elegant riß sich los und stürzte sich auf den unbekanntem Gegner. Er war viel kräftiger als der schlecht ernährte Ede.

Das Licht im Treppenraum wurde eingeschaltet. Ein junges Mädchen stand in der Seidelschen Tür, dunkelblond und schlant. Sie trug einen hellblauen Pyjama. Ihre schönen Augen blickten mehr verwundert als bestürzt auf die kämpfenden, die sich da über den Treppenläufer wälzten. „Schnell, Heria!“ leuchtete der elegant, „auf das Ueberfallkommando an!“ Er kniete jetzt auf Ede und verpönte ihn herzhafte Pöffe. „Fiehlentlich blicke der zu dem schönen Mädchen empor. „Nicht... bitte nicht!“ stöhnte er außer Atem. „Arbeitslos... sah die Lichtsignale... wollte so gern Detektiv werden!“

Heria lachte auf. Belustigung und Mitleid mischten sich in ihrer Stimme, indem sie bat: „Laß den armen Teufel doch laufen, Kurt!“ Der elegant gab den Gegner frei. Umständlich half Ede sich auf die Beine, murmelte mutlos: „Wieder nichts!“ und zeigte den beiden mit Galgenhumor seine Marke, seine Garderobenmarke.

„Jetzt aber dalli, fort mit euch beiden!“ rief Heria. „Meine alten Herrschaften können jeden Augenblick kommen!“

Hinter der nächsten Straßenecke sagte Kurt: „Kommen Sie, auf den Schreck müssen wir erst mal ne Welle trinken. Vielleicht läßt sich irgendwas für Sie ausnobeln. Von dem Detektivspielen haben Sie wohl selbst die Nase voll, was?“ „Allerdings“, gab Ede kleinlaut zu und löste die Garderobenmarke vom Rockaufschlag.

Erich Gottgelreu:

Alle 30 Sekunden

Alle 30 Sekunden Wird in Deutschland ein Kind geboren. Man kann es nachlesen im Statistischen Jahrbuch. Man kann es nachrechnen. Aber was kann man vor-rechnen? Was weiß man weiter?

Alle 30 Sekunden Wird in Deutschland ein Kind geboren. Alle 30 Sekunden stellt das Schicksal die Frage: Wird der Himmel ihm strahlen? Feld und Wiese ihm leuchten? Die Arbeit ihm Leben sein? Und wird es arbeiten dürfen? Oder muß es stempeln, stempeln Tag um Tag? Alle 30 Sekunden Wird in Deutschland ein Kind geboren. Alle 30 Sekunden!

Alle 30 Sekunden Wird in Deutschland ein Kind geboren. Alle 30 Sekunden stellt das Schicksal die Frage: Wird es klug? Wird es gut? Hat es Glück? Oder gerät es in die Maschine von Lehrern, die es quälen? Von Richtern, die es strafen? Von Fratzen, die es hassen? Von Fabriken, die es töten? Alle 30 Sekunden Wird in Deutschland ein Kind geboren. Alle 30 Sekunden!

Alle 30 Sekunden Wird in Deutschland ein Kind geboren. Alle 30 Sekunden stellt das Schicksal die Frage: Wird es ein enger, böser Spießler? Wird es ein Genie? Wird es ein Mensch wie du und ich? Wird es ein Kämpfer für sich, für dich, ein Kämpfer für uns alle? Alle 30 Sekunden Wird in Deutschland ein Kind geboren. Alle 30 Sekunden!

